

»Religion« im Weltkontext

Die ersten vier Beiträge dieses Heftes wurden 2003 auf der Jahrestagung der Görres-Gesellschaft in der Sektion Religionswissenschaft vorgetragen. Thema war dort das Religionsverständnis in der Zeit des religiösen Pluralismus. In einer Zeit, in der dem interkulturellen wie dem interreligiösen Gespräch eine wachsende Bedeutung zukommt, ist es wichtig, sich vor allem über die Grundbegriffe zu verständigen, die zur Sprache kommen. Ohne dass darauf hinreichend geachtet würde, bilden jedoch nach wie vor vielfach abendländische Begriffe mit großer Selbstverständlichkeit den Ausgangspunkt und die Norm, an der alles Fremde gemessen wird.

So ist viel zu lange zu wenig bedacht worden, dass »Religion« auch bei uns zunächst keineswegs ein Allgemeinbegriff war, der all das abdeckt, was sich heute in einer vergleichenden Religionswissenschaft weltweit beobachten und erschließen lässt. Hier brauchen wir nur auf die abendländische Begriffsgeschichte zu achten. Dort zeigt sich einmal, dass »Religion« primär ein Verhaltens- bzw. ein Tugendbegriff war und erst sekundär zu einem Organisationsbegriff wurde. Sodann fand die Bestimmung von Herkunft und Ziel der Welt und der menschlichen Existenz in der Rede von »Gott« ihren wesentlichen Ausdruck, so dass »Religion« es mit dem Bezugsgefüge zu Gott zu tun hatte. Was in der eigenen Kulturgeschichte seine Entwicklung durchlaufen hat, ist in der Folgezeit, zumal in der Zeit nach den Entdeckungen auf jene Gebiete und Völker übertragen worden, die es zu verstehen galt. Wir können dabei sagen, dass der Religionenvergleich und seine wissenschaftliche Methodenentwicklung in der westlichen Welt zu einem kolonialen Exportartikel wurde. Zweifellos löste die Übertragung des aus der eigenen Kultur Bekannten auf das Fremde einen Wiedererkennungsprozess aus. In diesem Prozess wurde aber dann – ohne böse Absicht – unter der Hand oft genug das Bekannte zum Maßstab, an dem das Fremde gemessen wurde. Das Fremde geriet dabei leicht in den Verdacht, dass ihm entweder etwas fehlt oder dass es zu Fehlentwicklungen geführt hat. Defizienz und/oder Depravation waren die beiden Haupturteile, die – nicht selten mit einem moralischen Unterton – über die Fremden gefällt wurden. Man achte nur auf die immer noch verbreiteten Klassifizierungen der Religionen in »primitive religions« mit dem abträglichen Unterton des Primitiven und dem eher anerkennenden Begriff der »Hochreligionen«. Der Gedanke, dass Christen etwas von Ungläubigen oder Andersgläubigen lernen könnten, lag fern.

In einer Zeit, die vom Ruf nach mehr Demokratie, Anerkennung der Menschenrechte, Einsatz für Gleichberechtigung und dem Respekt vor allen Minderheiten geprägt ist, wird das westliche Verhalten inzwischen schnell als Ausdruck imperialistischen Gehabes diskreditiert. In diesem Zusammenhang ist die Frage nach Religion neu zu stellen. Ähnlichkeiten oder gar Gleichheit im Phänomen lassen sich zwar wahrnehmen, doch der Weg vom Phänomen bzw. von der Erfahrung ins Wort und in die Sprache und ihre Zusammenhänge ist Schritt für Schritt nachzuvollziehen. Das wiederum kann nur geschehen, wenn das *Zuschauen* durch ein *Zuhören* ergänzt bzw. von ihm begleitet wird. Denn nur das eigene Zuhören gibt dem Fremden die Chance, sich selbst auszusprechen und seine Sicht der Dinge mitzuteilen.

In diesem Sinne war es das Ziel der eingangs erwähnten Sektionssitzung, signalhaft das Fremde zu Wort kommen zu lassen. Vertretern und Kennern anderer Kulturlandschaften wurde die Gelegenheit geboten, von den Fremden her die Frage der Religion anzusprechen bzw. diese von einem fremden Standpunkt aus zur Sprache zu bringen. Zugleich ging es darum, den Wandel in unserem eigenen Kulturbereich stärker ins Bewusstsein zu heben. Zu den in unseren Religions- und Kulturwissenschaften erkennbaren Änderungen gehört es, dass die im christlichen Religionsverständnis lange selbstverständliche Verbindung von Religionsbegriff und Gottesfrage heute so nicht mehr in einem allgemein menschlichen Horizont vertreten werden kann. Das ergibt sich schon aus der Erkenntnis, dass nicht in allen Kulturen, in denen das religiöse Phänomen unleugbar gegeben ist, sich mit »Religion« notwendigerweise das Gottesbekenntnis verbindet. Sodann gibt es den wie immer zu deutenden Polytheismus und, damit verbunden, die Monotheismusfrage, die Frage nach einem persönlichen Gott oder einer unpersönlichen Gottheit, schließlich die Auflösung der Gottesfrage in ein Unnennbares, Unansprechbares, menschlich gesagt, in das radikale Schweigen. Zwischen Gottesbekenntnis und Gottesleugnung schiebt sich heute zudem das breite Band eines fragenden, zweifelnden, oft leidenden Agnostizismus. Daraus folgt, dass, wo immer das Christentum in das interreligiöse Gespräch eintritt, es nicht von vorneherein das eigene Verständnis und die eigene Botschaft als eine Herrschaftskategorie einbringen kann. Die neue Situation des existentiell erlebten religiösen Pluralismus lädt vielmehr zu einem wechselseitigen Hören und Sprechen, Empfangen und Anbieten ein, ohne gleich zu urteilen oder gar zu verurteilen.

Vor 40 Jahren, am 7. Dezember 1965, verabschiedete das 2. Vatikanische Konzil die Pastoralkonstitution *Gaudium et spes*. Dort ist an einer leider viel zu schnell vergessenen Stelle in der Nr. 44 die Rede von der »Hilfe, die die Kirche von der heutigen Welt empfängt«. Wir lesen dort: »Zur Steigerung des Austausches bedarf die Kirche – vor allem in unseren Zeiten, in denen sich die Verhältnisse sehr schnell ändern und die Denkweisen sich sehr unterscheiden – in besonderer Weise der Hilfe derer, die, in der Welt lebend, die vielfältigen Institutionen und Fachgebiete kennen und die Mentalität, die ihnen innewohnt, verstehen, ob es sich nun um Glaubende oder Nichtglaubende handelt.« Das Konzil hält also fest, dass die Kirche nicht einseitig die große Lehrerin der Welt ist, sondern ruft sie auf, selbst lernfähig zu sein und zu bleiben. Es sieht sodann nicht nur in den Angehörigen anderer Religionen Gesprächspartner, sondern – wie es in vielen Enzykliken heißt – in allen Menschen guten Willens. Der »gute Wille« ist aber, wenn wir leben und überleben wollen, bis zum Beweis des Gegenteils bei allen Mitmenschen vorauszusetzen. Das fällt nicht immer leicht. Gerade darum aber will es immer neu eingeübt sein.

Hans Waldenfels SJ